

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Der weiße Schnee und der weiße Adler sind Freunde,“ murmelte Patranski. „Wir werden den Schnee im Walde brauchen.“

Nach halbständiger Fahrt auf der einsamen Chaussee hob Kozłowski die Peitsche. Das Signal ward weitergegeben. Dann ging der Befehl von Mund zu Mund: „Auspassen! Jeder Schlitten im Geleise des andern!“

Nachdem erkennbar, führte links ein verschneiter Feldweg von der Straße ab. Auf diesem Weg bog der Schlittenzug ein. Fünfzehn Minuten fast ging es durch die Einöde der schweigenden Fluren und Felder. Dann tauchte ein Wald auf. Der Wind pfliff, die Kiefern knarnten. Ein Rud — die Schlitten hielten.

„Hier steht uns keiner,“ sagte Kozłowski. Dann legte er den Finger an die Lippen und drehte sich um. Ein Raubvogelruf, kurz, geist, in so unmittelbarer Nähe, daß die Hände unwillkürlich nach dem Revolver tasteten. Noch einmal ahmte Kozłowski den Vogelshrei nach. Von fern kam Antwort. Wenige Minuten später trat ein Mann aus dem Walde und näherte sich mit abgezogenem Hut den Schlitten.

„Hierher, Biotr! Nun, wie steht's?“

Der Knecht lägte den Rocksaum des Gebieters. „Ich komme von Powicz, Euer Gnaden. Um 4 Uhr sind acht Dragoner unter Führung eines Wachtmeisters ausgeritten. Eine Viertelstunde später noch einmal acht. Bis sechs habe ich gewartet. Drei Mann traf ich, als ich davonritt, auf der Chaussee. Sie fluchten und erzählten, sie sollten das Kommando verstärken, das die Grenzchaussee beherrsicht.“

„Gut, gut. Wieviel bleiben also in Powicz?“

„Ungefähr fünf Mann, Herr! Sie halten, wie Laddäus Elgiet erzählte, den Dorfweg bis zum Grenzkreuz.“

„Vortrefflich!“ murmelte Kozłowski. Auf einen Wink war der Knecht an die Gänle herangetreten und hatte die Schellen abgenommen. Dann sprang er auf den Schlitten seines Herrn, und die Fahrt ging weiter.

Man hatte jetzt etwa nach dem großen Umweg Stralowo wieder erreicht. Drüben rechts schimmerten ein paar Lichtpunkte auf: das war das Städtchen. Denn zur Feresführung hatte man bei der Ausfahrt die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, die immer mehr von der Grenze abführte.

Der Weg besierte sich, und die Pferde konnten wieder kräftiger ausgreifen. An einem Kreuzweg sprang ein zweiter Knecht auf den vordersten Schlitten und erstattete leise eine Meldung.

„Es stimmt alles, Freundchen,“ sagte Kozłowski, indem er anhielt und sich an Bininski wandte. „Die sechzehn Dragoner, die in zwei Trupps zu je acht Mann von Powicz ausgeritten, haben sich vereinigt und deinen Wald besetzt.“

Er lachte. „Die armen Burschen haben schweren Dienst. Sie tun mir fast leid. Die ganze Nacht unterm Gewehr, und dann noch nichts fangen, brrr.“

Eine Stunde später fuhren die Schlitten lautlos durch den Powicz Forst. Es ging nur Schritt für Schritt vorwärts. Kein Wort erklang. Die Hände hielten den Bügel. Neben jedem Sisse lag griffbereit der Revolver. Man näherte sich der Grenze, und die Gefahr wuchs mit jedem Schritt. Scharf spähten die Augen umher. Nur Siga Wendrowski, der Marquis, saß auf seinem Schlitten, als sei die ganze Geschichte höchst unwichtig.

Der Wald näherte sich seinem Ende. Er fiel ziemlich steil zum See ab. Die Pferde schmauften und wurden unruhig.

„Abstehen!“ rief Kozłowski dem nächsten zu. Der gab's weiter.

„Jeder nimmt die Gänle beim Bügel!“

Wieder lief das Kommando flüsternd von Mund zu Mund. Kozłowski prüfte den Weg. Dann packte er die Bügel dicht beim Maul. Den linken Gaul hielt Biotr, der Knecht, während der andere Fornal, der sich beim Kreuzweg aufgeschwungen, mit dem Grafen Bininski die Gänle des zweiten Schlittens führte. Es sollten immer zwei Schlitten zugleich heruntergeführt werden. Vorher ward den Tieren noch ein Stück braunweingetränktes Brot ins Maul geschoben, das sie gierig lauten.

Der Abstieg war schwer. Bei dem glatten Boden liefen die Pferde stets Gefahr, mit den Hufen hinabzupflügen. Mit aller Gewalt stemmten sich die Männer entgegen.

Es dauerte lange, ehe die acht Schlitten unten am Ufer standen. Eine glatte, weiße Fläche, lag der See vor der kleinen Schar. Westlich davon Powicz, durch das die Straße führte, die von den Dragonern besetzt war. Man mußte quer nach Osten herüberschneiden, um die Grenze zu gewinnen.

Nach Passierung des Sees ging es noch ein paar Minuten quer über die Felder weg. Dann knallte Lucian von Kozłowski heftig mit der Peitsche.

„Brüder,“ rief er aus — „Gott segne Polen! Die Grenze liegt hinter uns. Wir stehen auf dem Boden, für dessen Freiheit die Brüder kämpfen!“

Südwärts ging es weiter. Plötzlich ein Pfiff. Das Buschwerk zu Seiten des Weges, auf den man gestoßen war und den man weiter verfolgte, ward lebendig.

„Halt!“ kommandierte eine Stimme. Ein paar Büchsenläufe waren auf die Gänle gerichtet. Senfen hoben sich empor.

„Jedn,“ rief Kozłowski lachend, „da bringt man euch Gewehre, und zum Dank wollt ihr uns totschießen.“ Er sprang vom Schlitten. „Die gut Freund. Wo steht Badlewski?“

„Gott sei Lob und Dank, Ihr seid es wirklich. Ich dachte schon, Ihr wäret abgefangen.“

Ein junger Mann, den grauen Mantel halb offen über dem rotwollenen Hemde, trat vor und streckte ihm die Hand

seine Hochschulbildung genoss. Zwei Professoren der tschechischen Alma mater und drei Professoren der deutschen besuchten regelmäßig das Pradschiner Schloss, um Karl Franz Josef auf den Gebieten des Staatsrechtes, des Privatrechtes, der Volkswirtschaft und Kunstgeschichte zu unterrichten. Neugierig gründlich und eifrig setzte der Erzherzog seinen Bildungsgang fort, wobei er sich stets seine von keinem höfischen Gewichte beschwerte jugendliche Freiheit bewahrte.

Der Erzherzog als Jäger.

Dieser Gang zur Freiheit trug dem jungen Erzherzog sogar einmal eine offizielle Strafe ein. Karl Franz Josef hatte mit dem entschlossenen Kaiser die außerordentliche Vorliebe für den Jagdsport gemeinsam. Während seiner Ausbildungszeit benötigte er jede Gelegenheit, um — häufig ohne alle Begleitung — auf die Jagd zu gehen, und dies mag nicht wenig zur Herausbildung seiner ritterlichen physischen Eigenschaften beigetragen haben. Im Jahre 1908 gelangte Karl Franz Josef auf einem Jagdzuge nach Horschowitz bei Prag. Dort aber war und ist heute noch das Schießen wegen der Nähe des großen avarischen Pulvermagazins strengstens verboten. Die Folge dieses Jagdabenteurers war, daß der Erzherzog von Wien aus zu achtstündigem Zinnenarrest verurteilt wurde. Er trug aber die Strafe mit viel Humor und in dem Bewußtsein, wie er sagte, sie gründlichst verdient zu haben.

Karl Franz Josefs Rekordritt.

Die sportlichen Vollkommenheiten des Erzherzogs machten ihn auch zu einem der besten und kühnsten Ritter innerhalb der Grenzen der habsburgischen Monarchie. Jahrelang betätigte er sich aktiv an den Offiziersrängen von Pardubitz, die so zu einem sportlichen Ereignis ersten Ranges wurden, und fast in jedem Jahre gelang es ihm, den ersten Preis zu erringen. Berühmt ist in Oesterreich ein Rekordritt des Erzherzogs, der seinerzeit nicht geringes Aufsehen erregte. Er diente damals — es war ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Rita von Parma — in einem Dragonerregiment, das zu einem Rekordritt von Brandeis in Böhmen bis in das Herz Galiziens beordert wurde. Es war ein wilder, anstrengender Ritt, der an Reiter und Pferde die höchsten Anforderungen stellte. Ohne Zögern entschied Karl Franz Josef sich sofort für die Teilnahme, und auch die junge Erzherzogin Rita machte das Abenteuer mit, indem sie teilweise in der Bahn, teilweise im Automobil den Weg der Reiter verfolgte und sich an jenem Abend in irgendeinem auf so hohen Besuch keineswegs eingerichteten ländlichen Nest mit ihrem Gatten traf.

Der Erzherzog als Privatmann.

Karl Franz Josef legte zu jeder Zeit viel Wert darauf, sich neben seinen offiziellen Würden und Pflichten auch die Rechte eines Privatmannes zu bewahren. Hierin ähnelte er den meisten Dabsburgern, die sich ja stets inmitten der Bevölkerung völlig zwanglos gaben, wie z. B. der Erzherzog Eugen allsonntäglich allein und zu Fuß im Gewimmel der Spaziergänger auf der Wiener Ringstraße anzutreffen war. Auch der verehrte Kaiser Franz Josef huldigte befanntlich diesem Prinzip einfacher Natürlichkeit und bewegte sich bei seinen Sommeraufenthalten in Bad Nival mehr als einmal wie ein Kurgast unter Kurgästen. Dieser Zug verewigte sich in Karl Franz Josef mit der Vorliebe für zeitweilige Einsamkeit in einem weltvergessenen Naturwinkel, und so kauerte er für sich und die Erzherzogin Rita ein Jagdschloß im allerentlegensten Teil der Steyermark, in der Nordwestecke dieses Kronlandes, wohin selbst die gewiegtesten Touristen sich fast niemals verirren. Hier gaben sich der Erzherzog und seine Gemahlin in ihrem eigenen, weltfernen Gebiete vollkommen als ländliche Bürger. Die Einfachheit des erzherzoglichen Baares wird sehr deutlich durch das folgende ebenso humorvolle wie wahre Geschichtchen charakterisiert. Im Jahre 1913 verbrachte das erzherzogliche Paar einen Tag in Preßburg. Da die Erzherzogin Rita einen Haaramm benötigte, traten beide während eines Spazierganges in einen kleinen, nichts weniger als prunkvoll aussehenden Barbiersladen am Rossuthplatz. In dem Laden befanden sich gerade zwei Bedienten und ein Militärkapellmeister, die das erzherzogliche Paar sofort erkannten, von ihren Stühlen aufsprangen und in ihrem „eingegeisterten“ Zustand feierlich Front machten, sodaß die Erzherzogin sich trotz aller Mühe nicht eines höchst unzeremoniellen Lächelns zu enthalten vermochte. Als der Kamm gewählt war, erkundigte sich Karl Franz Josef nach dem Preise. „Zwei Kronen,“ erwiderte der Barbier, der Erzherzog hatte aber nur wenig Kleingeld bei sich und zählte 1 Krone 90 Heller auf die Tischplatte, ohne zu bemerken, daß 10 Heller fehlten. Der Ladeninhaber ließ sich natürlich nichts merken, und das erzherzogliche Paar verließ mit dem kleinen Päckchen das Geschäft, worauf die inzwischen längst „eingetrockneten“ drei Offiziere wieder neu eingeeistert werden mußten.

Der neue Kaiser als Heerführer.

Auch in seinem militärischen Verufe schritt Karl Franz Josef als bescheidener Schüler und eifriger Lerner vorwärts, er selbst wies den Gedanken zurück, die militärische Rangleiter vermöge seiner Stellung mit besonderer Gewöhnlichkeit emporzusteigen. Darum machte er das erste Jahr des Weltkrieges nur als gewissenhafter, beobachtender Zuschauer mit, hielt sich im Hauptquartier, bei den Korps- und Divisionsstäben auf, besuchte alle größeren eroberten oder wieder-

gewonnenen Orte in Nord und Süd, zeigte sich bei allen Truppenteilen, bei allen Völkern der Monarchie, so verging ein volles Jahr, bis der Erzherzog sich die roten Generalsstreifen erwarb, und erst ein Jahr später wurde der heutige Kaiser zum Feldmarschall-Leutnant ernannt. So lernte er theoretisch und praktisch alle Seiten der Kriegsführung, ehe er selbst als Venker aufzutreten mußte, und erst in dem österreichischen Generalstabbericht vom 10. Mai 1916 wurde Karl Franz Josef als Heerführer genannt. Vorher hatte er die beste Schule genossen, indem er 20 Monate lang im Stabsquartier des A. und K. Armees-Oberkommandos an der Seite Conrad v. Höfendorfs den Beratungen zwischen Conrad und dem Erzherzog Friedrich in allen Phasen beizuhönte. Gerade als Militär erscheint der neue Kaiser den Oesterreichern besonders hoffnungsvoll. Stets hatte er seine Zurückhaltung nur durchbrochen, um seinen starken Ehrgeiz zu beweisen, die österreichisch-ungarische Armee den besten Armeen ebenbürtig zu machen. Als Karl Franz Josef das erstmal aus eigener Initiative vor die Öffentlichkeit trat, geschah es zum Wohle des österreichischen Heeresflugwesens. Karl Franz Josef erließ den Auftrag zur Schaffung der österreichischen Luftflotte und bewies damit seinen festen Willen, die österreichische Heeresmacht möglichst rasch auf die modernste Stufe zu bringen.

Ersatz für ausländische Würzen.

Um unseren Speisen etwas mehr Reiz zu geben, rät die praktische Kochschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ zu größerer Ausnutzung unserer Würzkräuter. Da ist es nun das Beste, im Winter, wenn uns die frischen Kräuter nicht zur Verfügung stehen, die erreichbaren getrocknet in einer sorgsam Originalmischung zu vereinigen, die immer ihren Platz in der Küche hat. Es ist jetzt gerade Zeit, das frische Selleriekraut zum Trocknen zu bringen, das gewaschen wird und dann nur einige Tage in guter Wärme zu liegen braucht, um völlig trocken zu sein. Dazu nehmen wir trockenen Majoran, Thymian, Pfeffertraut, möglichst etwas Estragon. Ferner werden in Scheiben geschnittene Zwiebeln oder Schalotten getrocknet, einige Champignons, auch getrocknete Pomeranzenschale wird gebraucht. Alles muß vollkommen trocken sein und wird dann in einem Mörser ganz fein zerrieben. Finden sich noch kleinere Stücker, die sich nicht zerreiben lassen, so schadet das nicht. Ist alles fertig, so gibt man der Gesamtmenge entsprechend noch pulverisierte Muskatblüte und feinen weißen Pfeffer nach persönlichem Geschmack dazu. Das fertige Pulver wird in eine trockene Flasche gegeben und gut verkorkt. Ist keine Muskatblüte vorhanden, so kann diese durch getriebene Muskatnuss ersetzt werden. Ueberhaupt muß der persönliche Geschmack für das mehr oder weniger der einzelnen Bestandteile entscheiden. Diese Universalwürze dient sowohl für Soßen als auch für Suppen und Gemüse.

Es sei hier auch ein sehr gutes Gewürzpulver angegeben, das vortrefflich zum Blankmachen von Soßen und anderen Gerichten dient. Man läßt es sich am besten in einer guten Drogerie aus folgenden Würzen herstellen: 10 Gramm Ingwer, 10 Gramm Kümmel, 15 Gramm weicher, im Notfall schwarzer Pfeffer, 15 Gramm koriander, 15 Gramm Kurkuma, 10 Gramm Kardamom, 5 Gramm Zimt und 1 Zehle getrockneter Knoblauch, der aber nach Fertigstellung des Gewürzpulvers nach Belieben zugegeben werden kann. Alles wird fein zerrieben und gut durcheinander gemischt. Der Knoblauch gibt ein leichtes Aroma, und der Versuch ist zu machen, ehe man sich ganz davon abwendet. In Indien ist der Gebrauch dieser Würze allgemein. Wer das Pulver schärfer liebt, kann auch noch etwas pulverisierten Paprika dazu setzen. In der Anwendung dieses vorzüglichen Pulvers muß man zunächst vorsichtig sein, um das richtige Maß festzustellen.

Instandhaltung der Gasherde.

Soll die Leistungsfähigkeit der Gasherde nicht mit der Zeit gemindert werden, so sind sämtliche Teile des Gasherdes stets sauber zu halten und oft nachzusehen.

Die Brenner sollen, wie die Kochschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ ihren Lesern rät, zur Entfernung anhaftender Speisereste in kurzen Zeitabständen stets einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Das Saubermachen bietet keinerlei Schwierigkeiten; denn die Brennerenteile sind derart konstruiert, daß ihr Zusammenbau sich leicht lösen läßt. Insbesondere ist darauf zu achten, daß die einzelnen Brennerenteile nicht nach geraumer Zeit zusammenrosten, oder daß sich Speisereste dauernd daran festsetzen. Zur Reinigung verwendet man zweckmäßig eine kräftige Bürste, auch eignet sich hierzu eine Stahlbürste mit nicht zu dicken Borsten. Die einzelnen Gußteile sind nach ihrer Reinigung entweder leicht einzusetzen oder mit etwas Graphit, der mit Wasser angerührt wird, zu bestreichen. Hierdurch wird einer allzu schnellen Korrosion der Gußteile vorgebeugt.

Aber auch die Bratöfen sind nach jedesmaliger Benutzung von Fettniederlagen zu reinigen, deren Entfernung am besten erfolgt, solange der Ofen noch warm ist. Das einfachste Reinigungsmittel hierzu ist Zeitungspapier. Nach Entfernung des anhaftenden Fettes soll der Ofen noch mit einem weichen trockenen Tuche nachgerieben werden.

Sind einzelne Teile des Gasberdes oder der Bratpfen aus Metall, so dürfen zur Reinigung nicht säurehaltige Putzmittel verwendet werden, sondern es genügt ein Abreiben mit einem weichen trockenen Tuch.

Ein Herd, der regelmäßig gereinigt wird, ist nicht allein von größerer Haltbarkeit, sondern er wird auch dem Besitzer Freude bereiten, während Gasapparate, die ungenügend instand gehalten werden, binnen kurzer Zeit in ihrer Betriebsfähigkeit und Betriebsbereitschaft eine Beeinträchtigung erfahren und ein unansehnliches Aussehen erhalten.

Vermischtes.

* **Ostafrikanische Festungen der Eingeborenen im Reich unseres Schutzbereichs** gleichen in ihrer einfachsten Form, der Lembe, einem etwa 2 Meter hohen, 3 Meter langen Haus in der Form eines gewölbten Gürtelwagens. Schon in dieser Form gewährt der Bau eine ziemlich Sicherheit. Entwickelt er sich, wie das in großen Teilen von Deutsch-Ostafrika geschehen ist, zum mit solchen Lemben umbauten Hof oder einem ganzen System von Höfen, und treten zu den an sich festen Wänden noch Palisadenreihen, Gräben, Erdaufwürfe, Bastionen und Hochländer, so gehört ein förmlicher Belagerungspass mit schwerem Geschütz, Laufgräben, Sturmleitern, Sandsäcken u. dgl. dazu, ein solches Volkwerk zu nehmen. Die berühmteste Lembe dieser Art war das Quikuru des Siffle. Zwei Angriffe der deutschen Schutztruppe am 6. Juni und am 6. und 7. August 1892 und eine darauffolgende Belagerung wurden mit schweren Verlusten für die Angreifer abgeklagt. Erst einer förmlichen Belagerung gelang die Eroberung nach tagelangem Heranarbeiten ganz im Stil unseres Vorgehens bei Verdun, d. h. mit Schützengräben, Sappen und Schützengraben, mit Sandsack-Brüstungen, Sturmleitern, Einrückungs- und Wirkungsfener. Endlich bringen die Sieger über den innersten der drei konzentrischen, von den ungeheuer festen Außenwällen eingeschlossenen Lembenringe hinweg in den massiv gebauten Wohnbau der ganzen Anlage. Im selben Augenblick ist es ihnen, als ob sich Himmel und Erde begegneten. Alles wankt und stürzt, hoch geht das Dach in die Luft, Sparren und anderes Holzwerk sausen herunter. Siffle hatte das Gebäude in die Luft gesprengt. . . . Eine ausführliche Schilderung dieser Begebenheit, andere Bilder aus Ostafrika bewegter Kriegsgeschichte, die sich oft mit klassischen Vorbildern — dem trojanischen Krieg u. a. — messen kann, schildert der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, R. Weule, anschaulich in dem neuesten Kosmos-Doppelbändchen: Der Krieg in den Tiefen der Menschheit (Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung, geb. M. 2.—, geb. M. 3.—), einem bunten Bild der oft granitamen Kriegsführung der primitiven Völker. Ein berufener Führer durch die menschliche Urwelt regt in ihm zu vergleichenden Betrachtungen mit der Gegenwart an und wird mit seinen festlichen Schilderungen und geschickt gewählten Bildern weite Kreise interessieren.

* **Die Kartoffel-Schützengräben.** Die merkwürdigsten aller Schützengräben in dieser so schützengrabenreichen Zeit hat neuerdings der „Figaro“ entdeckt. „Weiß man,“ so fragt das Blatt, „daß gegenwärtig auch weit hinter der Front, sozusagen im Herzen des friedlichen französischen Landes, Schützengräben angelegt werden? Dies ist, so erstaunlich es auch klingen mag, tatsächlich der Fall, und das französische Publikum hat ein gutes Anrecht darauf, einiges über die näheren Umstände dieses Arbeitseifers zu erfahren. Da sich unter den Bauern das Gerücht von der Möglichkeit einer Beschlagnahme der Kartoffeln zwecks Festsetzung eines Höchstpreises verbreitete, sind die Bauern in Mitteleuropa seit kurzem eifrig beschäftigt, in ihren Feldern tiefe Gräben anzulegen, die mit Holzplanen ausgelegt werden, um unendliche Mengen von Kartoffeln und anderem Gemüse anzunehmen. In dieser Zeit, da Frankreich so viel kriegerischen Blut bewiesen hat, wollen auch die einfachen Bauern, die daheim bleiben, nicht zurückstehen, und auch sie rüsten sich zum Kampf — nur leider zum Kampf gegen ihre eigenen Mitbürger. Sehr bald werden alle Kartoffeln verschwunden sein, um dann viel später zu Phantasiepreisen aufzutauhen. Darum erscheint es uns dringend notwendig, die Regierung auf diesen neuen Kriegsschauplatz aufmerksam zu machen, da die Befestigungsarbeiten des Feindes, wie gesagt, bereits in vollem Gange sind.“

* **Der verkannte Schützengraben.** Ein braver, aber nichts weniger als lebenserfahren Poilu, so erzählt „Deuxre“, kam eines Tages auf einer Urlaubsfahrt nach Paris. Er war ein einfacher Bauernsohn und erblickte die Hauptstadt zum ersten Male. Da er nach der ziemlich fern gelegenen Kaserne von Neuilly wollte, rieten ihm wohlmeinende Leute, die Untergrundbahn zu benutzen. Verärgert über diese Ratschläge er jedoch eine Haltestelle zu früh aus dem Zug. „Ist hier Neuilly?“ erkundigte er sich. — „Nein, eine Haltestelle weiter.“ — „Ist es noch weit?“ — „Fünfhundert Meter ungefähr.“ — „Gut,“ murmelte der Poilu, „dann gehe ich zu Fuß durch den Graben.“ Ohne daß jemand es merkte, stieg er eine kleine Treppe zu den Schienen hinab und ging seelenruhig durch den finsternen Tunnel bis zur Haltestelle von Neuilly, wo sein Erscheinen kein geringes Aufsehen erregte und man ihm mit Nähe

auseinandersehen mußte, daß er während der vielen Monate im Schützengraben kaum jemals einer so großen Gefahr ausgesetzt gewesen sei wie während der letzten Minuten.

* **Curiosa aus alten Kriegsbüchern.** Unter diesem Titel teilt eine ältere militärische Zeitschrift aus dem Jahre 1845 die folgenden Seltsamkeiten mit: 1. Auf der Straße zu hören, wo am nächsten rettende Leute anzutreffen sind. Wenn einer bei Tage oder Nacht sich im Walde verirrt und gern wissen möchte, ob Jemand in der Nähe, etwa eine Meile weit vorhanden, der mache ein rund Loch mit einem Messer, zwei Spannen tief, in die Erden, lege das rechte Ohr recht daneben und halte dagegen das linke zu, so wird er gewöhnlich hören, an welchem Orte Leute vorhanden. 2. Auf was Art auch ein Soldat überaus große Stärke erlangen kann. Nehmet guten klaren roten Wein, verwahrt denselben wohl in einem Glas und setzt ihn an einem Donnerstag in einen Ameisenhaufen; laßt ihn ein ganz Jahr darinnen stehn, hernach nehmet er an dem darauf kommenden Freitag des verfloffenen Jahres wieder heraus und trinkt denselben Wein, so wird man Riesenstärke bekommen. Item: wann der Mensch Löwenmilch genießt, und ihm eines Löwen Herz administriert wird, so wird er sehr stark und herrhaft. 3. Eine bewährte Salbe, die Pistolen und alles Gewehr 30 Jahre vor dem Rost zu bewahren. Nehmet Baumöl 8 Loth, Klauenstein 8 Loth, Binsenstein 3 Loth, Eschenfchmalz 1 Loth, Magnetstein, Hammerfchlag und Binsenstein zuvor im Mörser fein gestoßen, und durch ein Sieb gesiebt, auch mit anderen Speciebus auf dem Feuer zusammengeschmolzen, zu Salbe, damit hernach die Waffentrüftung bestrichen, ist ein ganz perfectes Remedium.

* **Eine Schenke für jeden 162. Italiener.** Die Neuordnung in Italien, die den öffentlichen Lokalen befehlt, ihre Pforten bereits 10½ Uhr abends zu schließen, ruft im allgemeinen keine geringe Empörung bei den größtentheils so sehr an ihre Getränke gewöhnten Italienern hervor. Natürlich erheben aber auch einige Einsichtige ihre Stimmen, die die erschreckendsten Bilder von den in Italien herrschenden Zuständen entwerfen. Ein Mitarbeiter der „Riforma Sociale“ z. B. weist an der Hand von Statistiken nach, daß der Krieg noch keine einschneidende, günstige Aenderung gebracht hat. Abgesehen von den 13776 Herbergen, 18491 Restaurants, 32119 Cafés und Bars, 11256 Weinstuben, wurde die nicht gerade kleine Ziffer von 146768 Kneipen festgestellt. Während aber, wie schon erwähnt, die Zahl der Kneipen seit Kriegsbeginn nur ganz unwesentlich abgenommen hat, befindet sich die der Cafés und besonders der Bars ständig in schnellem Steigen. Da man für jede Schenke, abgesehen von der Familie des Besitzers, die man durchschnittlich mit vier Personen berechnet, 1—3 Personen zur Bedienung haben muß, so ergibt sich daraus, daß etwa 1 Million Einwohner im Schankwesen beschäftigt sind. Da jede Schenke einen durchschnittlichen Gewinn von 3— bis 4000 Lire bringt, so ist damit erwiesen, daß jährlich etwa 900 Millionen für Getränke ausgegeben werden. „Wohl ist es richtig,“ so schließt der traurige Bericht, „daß in vernünftigen Grenzen die Herbergen, Cafés usw. eine nützliche soziale und erzieherische Einrichtung darstellen, doch ihr Mißbrauch schlägt ins Gegenteil um, er führt zu nationaler Verarmung und Verwüstung. Nach den Zählungen ergab es sich, daß jeder 162. Italiener sein eigenes Lokal hat, und das ist fürchtbar!“

* **Ein französischer Vorschlag zu einer Kalenderreform.** Zu der Pariser Astronomischen Gesellschaft hat Paul Delaperte einen Vortrag gehalten über die Segnungen, die ein für die ganze Welt gültiger Kalender für die Menschheit bringen würde. Nach seinem Vorschlage müßte das Jahr in vier Jahrezeiten zu je 91 Tagen eingeteilt werden. Jede Jahreszeit zerfällt wiederum in 13 „neue bürgerliche Wochen“ von sieben Tagen. Das Jahr der neuen Zeitrechnung soll am 22. Dezember des Gregorianischen Kalenders beginnen. So hätte dieses neue Jahr viermal 91 gleich 364 Tage; dazu kämen nach der Erfindung des französischen Kalenderreformers noch zwei „neutrale“ Tage, einer in der Mitte des Jahres, einer am Ende. Diese beiden neutralen Tage sollen außerhalb der Jahreszeiten, der Monate und der bürgerlichen Woche stehen. Es soll an ihnen die Arbeit ruhen und jede gesetzliche Wirkung aufhören. (?) Herr Delaperte hat die Absicht, einen Weltbund zu gründen, um alle Völker für seine Kalenderreform zu gewinnen.

Charade.

Wenn dir einmal das Erste widerfährt,
Ruft jedermann: „O, wie bedauernswert!“
Doch ich, der Zweite, wage Lach und munter
Dies Erste oft vom höchsten Fels herunter.

Und Men, die mich so als Ganzes sehen,
Erscheint der Anblick unvergleichlich schön.
Ich bin zugleich ein Jüngling und ein Greis:
Mein Puls ist rasch, mein langes Haar schneeweiß.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.
Gardine, Gardine.